

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 3

Artikel: Die singenden Wächter : ein Zürcher Heilsarmee-soldat erzählt von der Weihnachtskollekte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die singenden Wächter

Ein Zürcher Heilsarmee-soldat erzählt von der
Weihnachtskollekte

Letztes Jahr, am Heiligen Abend, stand ich auf meinem Posten vor der alkoholfreien Wirtschaft «Karl der Große». Es begann zu dunkeln und war grimmig kalt. Die beiden Türme des Grossmünsters hoben sich nur noch undeutlich vom Himmel ab. Ich fror entsetzlich und wollte mir fast Vorwürfe machen, daß ich mich trotz meiner 77 Jahre nochmals als Topfwächter für die Weihnachtskollekte zur Verfügung gestellt hatte. Zum Glück war ich wenigstens nicht heiser. So ermannte ich mich und stimmte ein Lied

an. Es war «*Stille Nacht, heilige Nacht*», das alte, schöne Weihnachtslied, von dem ich weiß, daß es alle Leute immer wieder ergreift. Als ich geendet hatte, kam ein Herr auf mich zu. Mit beiden Händen ergriff er meine Rechte. Mein Lied sei gerade das gewesen, sagte er, was ihm auf Weihnachten hin noch gefehlt habe. Bis zu dieser Stunde hätte keine rechte Weihnachtsstimmung in ihm aufkommen wollen. Jetzt aber freute er sich wirklich von Herzen auf das Fest.

Da wußte ich, daß ich nicht ganz

umsonst ausgeharrt hatte. Und voller Freude stimmte ich ein zweites Lied an, jenes, in dem es heißt « *Glücklich, wer jetzt drauf bedacht, wie man andre glücklich macht* ».



Die meisten Leute haben es in den Tagen vor Weihnachten sehr streng. Sie müssen an die vielen Geschenke denken, die sie kaufen sollten, an das Gampiroß für die Kinder und an den Malaga für die Tante. Oder sie müssen das Festessen vorbereiten und das Poulet dazu bestellen. Jedes Geschäft ist mit Arbeit überlastet. Die Angestellten müssen Überstunden machen. Alles hastet und hetzt, vom Lehrling bis zum Prokuristen. Für wirkliche Adventsgefühle, für Gedanken an den Heiland und seine Frohe Botschaft finden die Menschen keine Zeit. Deshalb freuen sie sich, wenn wenigstens die Heilsarmee durch Lieder und Musik etwas echte Weihnachtsstimmung weckt.

Wie manche Leute haben mir schon gesagt, daß zum Weihnachtsbild der Stadt auch die aufgestellten Töpfe der Heilsarmee gehören und daß es ihnen immer ganz weihnachtelig zumute werde, wenn sie den Wächter beim Kessel singen oder spielen hören.

«Ich gebe jedes Jahr etwas», erklärte mir vorletzten Winter ein älterer, ergrauter Herr, nachdem er ein Geldstück in den Topf geworfen hatte, «denn für mich gehört Ihre Kollekte zur Weihnacht wie die Samstagabend-Glocken zum Sonntag.»

Schon im November fragen mich jeweils meine Bekannten vom Land, wann die Weihnachtsaktion beginne. Sie möchten nämlich, sagen sie, mit den Einkäufen in der Stadt zuwarten, bis die Töpfe aufgestellt seien.

* * *

Ich singe nicht nur in der Woche vor Weihnachten. Wenn zwei Kinder, die in meinem Quartier wohnen, über mich

sprechen, heißt es nur: «Waisch, dä säb Örgelimaa».

Auch im Sommer gehe ich manchmal Nachmittag mit meiner Konzertine auf den Höckler oder den Zürichberg. Dann bin ich sofort von einer ganzen Schar Buben und Mädchen umringt. Alle Kinder singen gern und laut, auch diejenigen, die es nicht können. Man muß nur etwas fröhlich sein mit ihnen und darf nicht ein Gesicht machen, wie wenn man Essig getrunken oder Holzäpfel gegessen hätte. Das Lied, das die Kinder am liebsten lernen, heißt:

*Flueched nöd und schtähled nöd
Und lüged niemer a,
Strytet nöd und zanged nöd,
O tüend das nöd!*

Das singen die Mädchen und Buben mit Begeisterung. Es ist allerdings auch schon vorgekommen, daß sie sich dabei ein bißchen verhauen haben, weil jedes am nächsten bei mir stehen wollte.

Aber auch den Erwachsenen kann Gesang, zum Lobe Gottes angestimmt, viel bedeuten. Ich habe manchmal abends im überfüllten Coupé eines Arbeiterzuges einige Lieder gesungen, sie begleitet auf der Konzertine, die ich immer bei mir trage, und gesehen, wie sich die müden Gesichter der Passagiere aufhellten.

In den sechzig Jahren, in denen ich im Dienst der Heilsarmee stehe, ist es mir zweimal passiert, daß mir Leute gestanden, mein Lied hätte sie davor bewahrt, sich ein Leid anzutun.

Zum Glück ist trotz meiner heute 78 Jahre meine Stimme noch immer gut. Das ist für die Weihnachtsaktion sehr wichtig. Wo man singt, werfen die Leute viel eher etwas in den Topf.

Vor einigen Jahren stand beim Kessel auf der Gemüsebrücke ein etwas finsternes Menschenkind, das nie ein Lied anstimmte. Im folgenden Winter war das mein Platz. Ich habe jeden Tag etwa 4—5 Stunden gespielt und gesungen. Dadurch haben wir mit jenem Kessel etwa 700 Franken mehr eingenommen als im Vorjahr, also jeden Tag etwa zusätzliche 100 Franken.

Ist für die Kinder nur das Schlechteste gut genug?



INTERVIEW MIT DEM SAMICHLAUS

Nächste Woche kommt der Samichlaus, um den braven Kindern gute Sachen zu bescheren, den bösen aber die Rute zu bringen. Gestern machte er dem Blättli-Onkel einen Besuch, um ihn über die kleinen Freunde des Blättlis zu befragen. Der Onkel erklärte, er sei im allgemeinen mit ihnen sehr zufrieden und habe von den Eltern nichts Nachteiliges über die Kinder gehört. Allerdings dürfe man nicht allzu streng sein; der gute Wille sei ja immer vorhanden, aber manchmal vergesse das Kind eben die guten Vorsätze.

Worauf der Samichlaus sagte, er sei ja auch einmal jung gewesen und wisse schon zu unterscheiden, was wirklich unartig und böse, und was bloß gelegentliches Fehlen sei. Deshalb verteile er auch seine Gaben nach ganz bestimmten Grundsätzen. Am besten seien die Kleinen dran, welche nicht lügen und den Eltern gehorsam sind, ferner diejenigen, welche ihnen helfen, sowie diejenigen, welche sich beim Spielen artig aufführen und lieb zu den andern Kindern, vor allem zu den Geschwistern, sind.

«Dann kannst du sicher alle Blättli-Leser reichlich beschenken», sagte der Onkel. Worauf der Samichlaus sich verabschiedete und brummte: «Wir wollen dann sehen, auf jeden Fall nehme ich die Rute trotzdem mit.»

Bild und Text sind einem schweizerischen Jugendblatt entnommen

«Glauben Sie», hat mir vor 2 Jahren eine junge Frau gestanden, «es ist immer ein Erlebnis, wenn man mitten im Verkehr, im Gehepe und Getöse, plötzlich feierliche Musik vernimmt und eine menschliche Stimme dazu singen hört: „Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke“. Der Sänger kommt einem vor wie ein Bote aus einer andern Welt.»

Ich singe nicht immer allein. Als ich einmal bei der «Epa» stand, kam ein achtjähriges Buebli zu mir und sagte, es wolle mir singen helfen. Zuerst war ich überrascht. Aber dann dachte ich: Warum nicht! Und es klang dann auch ganz gut zusammen, sein achtjähriges Piepsistimmen und mein siebzigjähriger Baß.

Später habe ich auch selber Kinder aufgefordert mitzusingen. Ich mußte dabei allerdings aufpassen, daß die Menge, die mich umringte, keine Verkehrsstockung verursachte und die Passanten noch Zugang zum Topfe fanden. Die Kinder belohnte ich jeweils mit einem hübschen Bildchen, auf dem der Turmbau zu Babel abgebildet war, oder Absalom, am Baumast hängend.

Letztes Jahr stand ich wie gesagt beim Grossmünster. Es muß dort in der Nähe einen Kindergarten haben. Schon am ersten Tag kam etwa um vier Uhr ein Trüpplein Knirpse, alle dick eingepackt, die Köpfe in wollenen Ohrenkappen und Schleifen um den Hals. Die Lieder, die ich sang, erinnerten die Kleinen daran, daß sie im Kindergarten ja auch ein Weihnachtslied hatten lernen dürfen. Und kaum war mein Gesang beendet, wollten auch sie zeigen, was sie konnten. Das ganze Trüpplein stand zu mir aufs Trottoir, eines hielt das andere beim Händchen, und dann begannen sie laut und ungehemmt «*Ihr Kinderlein, kommet*». Und als es mit der zweiten Strophe nicht mehr ganz klappen wollte, fügten sie fröhlich als zweites Lied noch hinzu «*Alli mini Entli schwümmet uf em See...*» Die kleinen Knöpfe bekamen ganz rote Backen vor Eifer, und nicht nur ich, sondern alle Vorüberge-

henden freuten sich an dem muntern Gschärli.

* * *

Jeden Morgen holen wir den Topf um Viertel vor acht Uhr im Amtshaus V. Dort wird der Heilsarmee nämlich für die Zeit der Kollekte ein Raum überlassen. Ein Kamerad, welcher mit dem Velo von Uster kommt, bringt uns jeweils frisches Tannenreis, damit wir unsere Kessel schmücken können. Wir haben es hier wie die Kinder bei einem Räbeliechtli-Umzug; jeder möchte den schönsten haben. — Früher habe ich jeweils auf den Topf geschrieben: «Haltet den Kessel am Sieden!» Das ist heute aus der Mode gekommen.

Als ich einmal morgens acht Uhr aus dem Amtshaus trat und zu meinem Platz gehen wollte, kam ein Mann auf mich zu. Er warf einen Zweifränkler in den Topf, den ich unter dem Arm trug. «Passen Sie auf», lachte er, «der zieht die andern an!» So etwas Ähnliches passiert fast jeden Tag. Immer wenn ich daran bin, das Gerüst aufzustellen, wirft jemand etwas in den Kessel, der neben mir am Boden steht. Ich glaube, die Leute tun das nicht nur, weil sie gerne die ersten sind, sondern auch, weil sie uns ermutigen wollen. Und wirklich ist es für uns immer schön, wenn ein Tag auf diese Weise anfängt. Es ist so, wie wenn am Morgen früh die Sonne scheint. Man hat dann den ganzen Tag über eine bessere Laune.

Die Ablösung geht so vor sich, daß man immer zwei Stunden stehen muß und nachher eine Stunde frei ist. Auf diese Weise benötigen wir immer für zwei Kessel drei Wächter. Früher hatte die Heilsarmee nie Schwierigkeiten, für jeden Posten einen Topfwächter zu finden. Es meldeten sich jedes Jahr genügend Leute. Erst in den letzten paar Jahren, seit der Hochkonjunktur, gehen die Anmeldungen spärlicher ein. Deshalb weiß man ein Opfer, wie es zum Beispiel die Kameradin brachte, die letzten Winter beim Bellevue stand, doppelt zu schätzen:

Diese Salutistin ist seit mehreren

Jahren Irrenpflegerin im Burghölzli. Das ist einer der strengsten und aufreibendsten Berufe, die es gibt. Manchmal sei sie abends so müde, hat sie mir letzthin erzählt, daß sie glaube, sie müsse in der nächsten Sekunde umsinken. Sie hat im Jahr vierzehn Tage Ferien. Diese nimmt sie immer in den zwei Wochen vor Weihnachten, damit sie an der Weihnachtsaktion mithelfen kann. «Denn», so sagt sie, «auf diese Weise haben meine Ferien wirklich einen Sinn.»



Welche Anstrengung jemand zum Beispiel letzten Winter durch die Mithilfe bei der Kollekte auf sich nahm, kann nur ermessen, wer weiß, wie grimmig kalt es damals in den Tagen vor Weihnachten war.

Wenn man von Kälte spricht, muß man daran denken, daß über die Hälfte aller Salutisten, die bei den Töpfen Wache halten, ergraute Männer und ältere Fraueli sind, die schon in der Stube frieren, wenn sie nicht nah genug beim Ofen sitzen können. Und solchen Leuten setzt die Kälte natürlich viel mehr zu als einem Polarforscher oder einer jungen Skiweltmeisterin.

Es gibt verschiedene Sorten Kälten. Da ist einmal die zügige, windige Kälte, die vor allem beim Waldmann-Denkmal oder auf der Quaibrücke herrscht. Jener Platz beim Waldmann-Denkmal ist überhaupt nur am Samstag gut, weil dann im Stadthaus viele Ehen geschlossen werden. Wenn dann die Paare hinauskommen, sind die Männer noch ganz ergriffen und weich und geben gerne etwas für einen guten Zweck.

Dann haben wir die rheumatische Kälte. Ich meine jene mit der so feuchten und naßkalten Luft, in der man gerne Rheumatisch bekommt, besonders wenn man schon älter ist.

Und endlich natürlich die richtige Kälte, die bissige, schneidende. Gegen diese hilft der dickste Mantel nichts, und

durch die Schuhsohlen geht sie hindurch, wie wenn sie aus Blätterteig wären. Dann ist man leicht versucht, hin und her zu spazieren und sich durch Turnübungen etwas Wärme zu verschaffen. Natürlich muß man dabei Maß halten. Sonst macht man leicht einen ungeduldigen Eindruck. Man wirkt ein bißchen wie die eingesperrte Wildkatze im Zoo.

Aber der Hauptnachteil der Kälte ist für mich nicht das Frieren. Das nimmt man auf sich. Schlimmer finde ich das Heisersein, weil ich dann nicht mehr singen kann. Ich habe Stunden erlebt, wo ich keinen Ton mehr von mir geben konnte, außer auf der Konzertine. Vorletztes Jahr, als ich auch wieder so heiser war, gab mir das Kräutermannli am Talacker eine Art Würzelchen zum Kauen, welches tatsächlich sehr gut gewirkt hat.

Zum Glück habe ich immer wieder Dinge erlebt, die mich das Frieren vergessen ließen!

* * *

Fast alle Leute sind sehr freundlich mit uns. Manche Frau brachte mir schon eine Türvorlage oder das Holzgatter aus der Waschküche, damit ich nicht auf dem kalten Asphalt stehen müsse. Andere boten mir an, ich könne das Gerüst und die Fähnlein über Nacht einfach in ihren Keller stellen. — Oft kommt es vor, daß uns ein Vorübergehender irgendein Mümpfeli zusteckt, vielleicht ein paar Hustenzeltli oder etwas Schokolade. Einmal habe ich sogar eine Stange Süßholz bekommen. Man hat mich auch schon etliche Male angesprochen und zum Mittagessen eingeladen. — Der Topfwächter, der beim Paradeplatz stand, durfte früher immer, wenn er zwei Stunden gestanden war, in der Konditorei Sprüngli eine Tasse heiße Schokolade trinken. Als dann die Rationierung kam, hat das vorübergehend aufgehört. Aber schon letztes Jahr stellte uns dieses Geschäft wieder einen Unterkunftsraum zur Verfügung, wo man sich wärmen konnte und wo jeder eine kleine Zwischenverpflegung erhielt.

Auf jenem Posten beim Paradeplatz

stand auch einmal eine Kameradin mit etwas dünnen Schuhen, denen man das Durchziehen der Kälte direkt ansah. Eine Frau, die dies bemerkte, kaufte dieser Topfwächterin, die wirklich nicht auf Rosen gebettet ist, im nächsten Schuhgeschäft ein Paar Après-Ski-Schuhe.



Großen Eindruck machte mir vor einigen Jahren ein Erlebnis mit einem zwölfjährigen Knaben.

Ich stand in der Nähe eines großen Warenhauses. Da fiel mir ein Bub auf, der mit unverhohlenem Kinderstolz schon zum drittenmal etwas einwarf. Er erzählte mir, er putze die Velos von Leuten, die im Warenhaus nebenan ihre Einkäufe besorgen. Das Geld, das er damit verdiene, werfe er nachher in den Kessel. Er ist dann wirklich auch im Laufe des Nachmittags immer wieder gekommen, etwa achtmal. Jedesmal brachte er mir einen Fünzfziger oder zwei, drei Zwanziger. Seine Hände wurden stets verfrorener, am Schluß waren sie ganz blaurot. Aber in seinem Gesicht sah ich deutlich, wie er sich immer aufs neue freute, wenn seine Münzen klappernd auf dem Boden des Kessels aufschlugen.

* * *

Vor dem Krieg stand und fror ich einst über Mittag in Hottingen. Plötzlich hielt vor mir ein elegantes Auto. Zwei Kinder sprangen heraus. Im Auto stand ein großer Sterilisierhafen voll Tee. Der Knabe schöpfte mir mit einer Suppenkelle eine Tasse voll heraus. Es war Lindenblütentee, heiß und gut gezuckert. Das Mädchen gab mir ein Brötchen, welches entzwei geschnitten und mit Butter bestrichen war. Als ich zwei Tassen getrunken hatte, fragte mich der Vater, welcher das Auto lenkte, nach dem Standort des nächsten Kessels, damit sie auch jenem Wächter eine Zwischenverpflegung bringen könnten.

«Dieser Mann erzieht seine Kinder

wirklich gut», dachte ich, als ich dem Auto nachsah und mein Butterbrot kaute.

* * *

Vor zwanzig Jahren wurde man, wenn man beim Kessel Wache hielt, viel häufiger angepöbelt als heute. Die Unfreundlichkeiten gingen vom harmlosen mürrischen Brummen bis zum groben Lästern. Die zwei Schimpfnamen, die wir am häufigsten zu hören bekamen, waren «Faulenzer» und «Tagedieb». Und zwar waren die Leute, die uns so titulierten, meist solche, die am Nachmittag um 3 Uhr einen gemütlichen Spaziergang machten. Auch «Bettelpack» habe ich schon mehrere Male hören müssen. Als ob wir das Geld für uns behalten dürften! Dabei wird jeder Kessel abends unter polizeilicher Kontrolle geöffnet und über jeden einggenommenen Rappen öffentlich Rechnung abgelegt.

Es ist früher auch schon vorgekommen, daß ein paar junge Kerle die Leute davon abhalten wollten, uns etwas zu geben. Da hat dann die Polizei zum Rechten geschaut, denn schließlich führen wir eine behördlich bewilligte Sammlung durch.



Aber auch etwas anderes kam vor: Statt daß man uns Bettelei vorwarf, bettelte man uns an.

Das war zu Beginn des Krieges auf dem Bahnhofplatz. Ich stand über Mittag bei jenem Topf. Da kam ein ärmlich gekleideter Mann. Einen Mantel trug er nicht. Die Ärmel seines geflickten Kittels waren ausgefranst, und zwischen der Kappe und der Sohle seiner Schuhe klafften Schlitzte. Er habe keinen Rappen, um etwas essen zu können, und friere erbärmlich, sagte er mit jämmerlicher, dünner Fistelstimme. Ob ich ihm nicht 30 Rappen geben könne. Eigentlich traute ich ihm nicht ganz. Aber ich gab ihm dann doch einen Franken und zwei Coupons — selbstverständlich aus der eigenen

Tasche — denn schließlich weiß ich, wie gut eine kräftige heiße Suppe oder eine fette Rösti einheizen können. Der Mann dankte bewegt, wünschte mir mehrmals Gottes Segen und ging fort.

Am Abend beim Rapport haben wir dann gemerkt, daß dieser Spitzbube alle Posten, einen um den andern der Reihe nach, angebettelt hat. Auf diese Weise hat er sich etwa vierzig Franken und beinahe doppelt so viele Mahlzeitencoupons ergaunert.

* * *

Eine noch massivere Unfreundlichkeit begegnete vor einigen Jahren einer Kameradin. Sie hat, wie wir andern auch, häufig an die Füße gefroren. Deshalb zog sie, wenn sie beim Topfe stand, jeweils ein paar Holzböden an. Ihre gewöhnlichen Schuhe stellte sie neben sich auf den Boden. Als sie einst auf ihrem Posten beim Café Odéon nach zwei Stunden abgelöst wurde, waren diese Schuhe — es war ihr bestes Paar — spurlos verschwunden.

Seither sieht man unter ihrem Kessel immer ein Paar Schuhe baumeln, die mit den Schuhbändern am Gerüst festgebunden sind.

* * *

«Allen Leuten recht getan, ist ein Ding, das niemand kann.» Auch ein Topfwächter der Heilsarmee kann das nicht.

Vor einigen Jahren hatte ich meinen Posten auf dem Löwenplatz. Ich spielte auf der Konzertine und sang meine Lieder dazu. Es waren ernste, feierliche Lieder dabei, z. B. «*Wie soll ich dich empfangen und wie begegnen dir*», aber auch fröhliche, wie meine Lieblingsweise, die klingt wie ein munteres Wanderlied: «*Jetzt ist wieder Weihnachtszeit, jubiliert voll selger Freud*».

Da trat ein jüngerer Mann zu mir, brachte mir eine Handvoll Münz und sagte, er sei von den Angestellten, die im Magazin im Kellergeschoß des nahen Geschäftes arbeiten, abgesandt, um mir zu

sagen, wie sehr sie sich alle über meine Lieder freuten.

Ein paar Stunden später erfuhr ich von unserm Hauptquartier, daß ein Geschäftsmann eines andern Hauses der Polizei telefonierte, um mich wegen Kreditschädigung zu verklagen, weil ich durch meinen Gesang seine Angestellten von konzentrierter Arbeit abhalte.

Etwas Ähnliches passierte mir mit einer Kioskinhaberin. Das war auch so eine hässige Lea. Zuerst keifte sie mich an, ich solle endlich mein Maul halten, sie könne bei diesem ewigen Gesänge und Gedudel ja kaum zwei Zahlen zusammenzählen. Und als sie mich durch ihr Schimpfen nicht sofort zum Verstummen brachte, telefonierte sie der Polizei. Das wäre nicht nötig gewesen. Denn ich begreife ja gut, daß nicht alle Leute Lieder hören wollen, und ich nehme ja gewiß gerne darauf Rücksicht.

* * *

Ich wurde schon manchmal fotografiert. Früher dachte ich jeweils, es sei vielleicht für das gelbe Heftli oder für eine Zeitung und stellte mich dementsprechend in Positur. Die Fotografien sind dann aber nicht dort erschienen, sondern in meinem Briefkasten. Dabei lag jeweils ein freundliches Briefchen, eine Rechnung und ein Einzahlungsschein. Ich habe die Bildchen meistens behalten und besitze jetzt eine ganze Schachtel voll. Und auch wenn ich einmal, wie Frau General Wille, sechsunddreißig Urnen haben sollte, trifft es noch für jeden mehr als eine Foto.



Zwei amerikanische Urlauber, selber Salutisten, sind letztes Jahr zu mir gekommen und sagten, wir machten es falsch. In Amerika hätten sie schon lange gemerkt, welches die günstigsten Standorte für die Kessel seien. Nämlich das obere Ende von Treppen, die von Unterführungen und Unter-

grundbahnhöfen zur Straße empor führen. Wenn die Passanten langsam von der Tiefe her gegen den Topf hinaufsteigen müssen, geben sie viel eher etwas, als wenn sie auf gleicher Höhe am Kessel vorbeispazieren können. — Ich weiß nicht, woher das kommt. Wahrscheinlich hat es eine psychologische Ursache.

Viel genützt hat mir dieser gute Rat allerdings nicht. Denn erstens darf ich ja den Kessel nicht einfach aufstellen, wo ich will. Zweitens haben die Schweizer vielleicht eine andere Psychologie. Und drittens hat es in Zürich gar keine Untergrundbahnhöfe.

* * *

Alle Kinder, die den Kessel sehen, stellen die gleiche Frage: «Wie vill händ Si efang?» Selbstverständlich weiß ich keine Antwort. Aber wunder nimmt es mich natürlich jeweils auch. — Um halb neun Uhr abends ist Kassasturz. Das ist wörtlich gemeint. Man kippt den Kessel und zählt das Geld. In der Stadt Zürich schwankte die Summe bis heute zwischen fünfunddreißig Franken (Hottingen) und vierhundertfünfundsiebzig Franken (Bahnhofplatz). Ein durchschnittliches Tagesergebnis, zweihundert Franken, war letztes Jahr im Kessel vom Löwenplatz so zusammengesetzt: Zwei Zwanzigernoten, acht Fünfernoten, für sechzig Franken Silber. Der Rest war Nickelgeld, vor allem Zwanziger. Daneben gibt es jedesmal ein ziemlich hohes Türmchen von Kupfer. Die Gesamteinnahmen der letztjährigen Aktion betrugen 29 846 Franken. Wenn man diese Zahl betrachtet, so muß man daran denken, daß auch der letzte Rappen wirklich freiwillig gegeben wurde. Jeder Spender, der uns etwas gibt, geht von sich aus, freiwillig, zum Topf hin und wirft von sich aus, freiwillig, etwas hinein. Es ist nicht wie bei einem Abzeichenverkauf, wo man dreißigmal angerempelt wird und man schließlich, nur um Ruhe zu haben, sich für einen Franken ein Abzeichen erstehen muß.

Aber nicht alle Leute haben immer Bargeld bei sich, wenn sie an einem

Kessel vorbeikommen. Häufig befinden sich am Abend noch Briefmarken, Ratio-
nierungsmarken, MC, fremde Münzen,
Rabattmärklein im Topf. Einmal fand
ich sogar einen AKO-Bon.



Die abgelegeneren Posten haben trotz
der kleineren Erträge auch Vorteile.
Die Leute beginnen mit einem zu reden.
Zuerst sprechen sie vom Wetter und von
der Kälte. Nachher fangen sie oft an, mir
ihr Herz auszuschütten. Ich höre immer
gerne zu, weil ich spüre, wie es sie er-
leichtert, wenn sie ihren Kummer einmal
aussprechen dürfen. Sehr viele Menschen
sind ja so einsam, und es tut ihnen wohl,
wenn sie sehen, daß wenigstens eine ein-
zige Seele auf der Welt an ihrem Schick-
sal Anteil nimmt. Und wenn es einem
dann gelingt, einem Menschen etwas
Trost zuzusprechen, so hat man ihm damit
gewiß auch ein wertvolles Weihnachtsges-
chenk gegeben.

* * *

Zwischen Viertel vor ein Uhr und
Viertel nach ein Uhr ist es auf den abge-
legeneren Posten ziemlich still. Für die
Kollekte fällt in dieser halben Stunde
nicht viel ab. Trotzdem stehe ich gern
in dieser Zeit, weil ich dann am besten
meinen Gedanken nachhängen kann. —
Ich denke an den weiten Weg, den die
Menschen gegangen sind... einst das
Kindlein auf dem Stroh... jetzt der
Weihnachtstrubel auf der Bahnhofstraße
... früher einmal die Geschenke, die die
Hirten vor dem Krippelein niedergelegt

haben... heute die Lebensmittelpakete,
die wir an Weihnachten den Armen
geben... Friede auf Erden hatten die
Hirten gesungen... und jetzt ist es so...
Und trotzdem, wenn ich sehe, wie ein
Weihnachtslied die Leute ergreift, spüre
ich die große Freude, die allem Volk wi-
derfahren ist.

Und noch an etwas anderes muß ich
häufig denken: Man sagt immer, die Men-
schen würden immer schlechter. Ich
glaube das nicht. Mancher, der uns früher
mit Hohn und Spott überschüttete, weil
er unsere Ansichten nicht teilte, begegnet
uns heute mit Ehrfurcht. Die Leute, die
knurren, wenn sie uns sehen, oder anzüg-
liche Bemerkungen machen, werden
immer seltener. Ich habe ganz stark den
Eindruck, daß sich die menschliche Seele
noch nie so sehr nach Gott gesehnt hat
wie in unserer Zeit. Es ist einfach nicht
wahr, daß sich die Menschheit heutzutage
immer mehr von Gott abwenden will.

* * *

Wenn wir in den letzten Abenden
vor Weihnachten die schönen alten Weih-
nachtslieder singen, lassen manche Leute
das Tram, auf das sie gewartet haben,
vorbeifahren. Viele Zuhörer singen mit
oder bitten noch um ein weiteres Lied.
Oft sehen wir Männer und Frauen, die so
ergriffen sind, daß ihnen die Tränen
kommen. Die Menschen haben eben ein
großes Bedürfnis nach dem Göttlichen,
und sie spüren, daß wir an die Frohe Bot-
schaft glauben, die wir verkünden; daß
es uns wirklich von Herzen kommt, wenn
wir singen: «Freue dich, o Christen-
heit!»

Erinnerungen aus der Pensionszeit

*Wir danken allen Leserinnen, die auf unsere Rundfrage im November geantwortet
haben, für ihre Beiträge. Die ausgewählten Antworten werden im Januar erscheinen.
Die Redaktion.*